Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 83 (2003)
Heft: 12-1

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eduard Stäuble,
1924 in St. Gallen geboren, studierte an der Universität Zürich Literaturwissenschaft und Schweizer Volkskunde und promovierte mit einer Dissertation über Albrecht von Haller. Er ist für Zeitungen, das Radio und das Fernsehen publizistisch tätig. Von 1965 bis 1986 war er Leiter der Abteilung Kultur beim Schweizer Fernsehen.

«Jenes einschneidende Erlebnis»

Pirmin Meiers neues Buch «Der Fall Federer»

Heinrich Federer wurde 1902 wegen Verdachts auf homosexuellen Umgang mit einem zwölfjährigen Jungen angeklagt, aber nicht verurteilt. Pirmin Meier hat «jenes einschneidende Erlebnis» zum Thema seines neuen Buches gewählt.[1] *Der Stein, den die Bauleute nach dem damals vorherrschenden Zeitgeist verworfen haben, wird bei Pirmin Meier zum Eckstein in Federers Werk.*

Charles Linsmayer hat 1994 ein «Schweizer Lesebuch» herausgegeben, das auch den Prosatext «Wo schlafen?» von *Heinrich Federer* enthält. In einer Anmerkung dazu weist Linsmayer darauf hin, dass dieser Text *«jenes einschneidende Erlebnis in der Biographie des katholischen Geistlichen und künftigen Schriftstellers»* spiegle, als er 1902 unter der (bald wieder fallengelassenen) Anklage des homosexuellen Umgangs mit einem Jugendlichen in einem Obwaldner Hotel verhaftet worden war. 1931 schrieb der Berner Dramatiker *Arnold H. Schwengeler* eine Dissertation über «Heinrich Federer im Spiegel seines journalistischen Schaffens», worin er auch *«jenes einschneidende Erlebnis»* erwähnte: *«Ein furchtbarer Schlag von aussen stürzte Federer vom Redaktionssessel»* (der «Zürcher Nachrichten»), *«eine Katastrophe, unerwartet und vernichtend (...) Die Anklage lautete auf unsittliche Vergehen gegenüber Kindern. Federer war homosexuell. Ob er aber die Schuld der Tat auf sich lud, ist fraglich. Die Aussagen der Zeugen, die gegen ihn auftraten, sind zweifelhaft. Federer selbst leugnete alles ab (...). Und man wird nie sicher wissen, wo die Wahrheit liegt.»* – Wegen Androhung einer gerichtlichen Verfügung mussten diese Stellen aus der Originalfassung getilgt werden. Die «bereinigte», verstümmelte Fassung von Schwengelers Buch erschien 1932 im Verlag Paul Haupt.

Noch 1960 geht *P. Sigisbert Frick* in seinem Buch «Heinrich Federer – Leben und Dichtung» nur andeutungsweise und widerstrebend auf *«jenes einschneidende Erlebnis»* ein: *«Wir stehen vor der dunkelsten Seite in Federers Lebensbuch. Den Freund des lieben Menschen schmerzt es tief, davon sprechen zu müssen. Im Jahre 1902 wurde Federer in einen sehr peinlichen Prozess verwickelt. Man zog ihn wegen seines Verhaltens einem Jungen gegenüber vor Gericht, setzte ihn aber, aus Mangel an Beweisen wirklicher Schuld, wieder auf freien Fuss. Heinrich litt unsäglich und schreitet gebrochen aus der Untersuchung heraus in eine Welt, die sich für ihn mit einem Schlage ganz verändert hatte.»*

Verdrängtes ans Licht gehoben

Diese Beispiele zeigen, wie lange man bestrebt war, *«jenes einschneidende Erlebnis»* von 1902 aus Heinrich Federers Biographie zu verdrängen oder es nur verschämt am Rande zu erwähnen. Man war bemüht, der peinlichen Episode keine entscheidende Bedeutung für das literarische Schaffen Federers beizumessen. Sie blieb im Halbdunkel.

Nun hat *Pirmin Meier* jenes Erlebnis zum Thema eines Buches gemacht. Dabei bewährt sich Meiers historiographische Erzählweise aufs beste. Mit kriminalistischer Akribie, Verbissenheit und Unbestechlichkeit geht er der Geschichte nach, recherchiert gründlich und schafft bisher vernachlässigtes und unbekanntes Material zutage. Federers schriftstellerisches Werk ist heute so gut wie vergessen. Ist

1 Pirmin Meier, Der Fall Federer, Ammann Verlag, Zürich 2002.

also Meiers Unternehmen überhaupt notwendig, ist eine genaue Kenntnis des «Falles Federer» noch von Belang? Immerhin nannte *Eduard Korrodi,* der Feuilletonchef der «Neuen Zürcher Zeitung», Federer anlässlich seines 50. Geburtstages 1916 *«den katholischen Kontrapunkt zu Gottfried Keller».* Ein starkes Lob, das uns anhalten sollte, dieses Werk erneut auf seine Werthaltigkeit und Beständigkeit zu prüfen.

Pirmin Meiers Federer-Buch hat verständnisvolle und verständnislose Rezensenten gefunden. Die verständnislosen setzen sich dem Verdacht aus, Federers Werke nur ungenügend zu kennen, ihren *Sigmund Freud* nicht gründlich genug gelesen und offenbar noch nie etwas von Triebsublimierung als einem starken Motiv künstlerischen Schaffens gehört zu haben. Denn um einen solchen exemplarischen Fall handelt es sich hier. Dieses Exemplarische allein würde Pirmin Meiers Buch rechtfertigen.

Heinrich Federer, 1866 in Brienz geboren, besuchte die Gymnasien von Sarnen und Schwyz, studierte Theologie in Eichstätt, Luzern und Freiburg, wurde nach der Priesterweihe Kaplan im sanktgallischen Jonschwil und wirkte von 1899 bis 1902 als Redaktor der «Zürcher Nachrichten». Sigisbert Frick, der mit Federer befreundet war und ihn intimer kannte, bezweifelt, ob Federer bei der Redaktionsarbeit je glücklich war. Er habe jedenfalls erwogen, sie aufzugeben. Aber er konnte sich nie dazu entschliessen, weil er befürchtete, dass ihm das Leben eines freien Schriftstellers, das ihm als Ideal vorschwebte, wohl unüberwindliche Schwierigkeiten bringen würde. Das Schicksal nahm Federer diesen Lebensentscheid ab.

Heinrich Federer machte am 1. August 1902 mit *Emil Brunner,* dem zwölfjährigen Sohn einer Zürcher Architektenfamilie, den er als Privatlehrer und Erzieher betreute, eine Fahrt aufs Stanserhorn. Dort quartierten sie sich für die Nacht in einem Doppelzimmer ein. Emil wollte mit Federer in einem Bett schlafen. Federer sträubte sich. Emil, ein intelligenter, aber unbeherrschter und aggressiver Knabe, setzte seinen Willen durch. Federer, der homosexuell und pädophil veranlagte Priester, erlebte eine Stunde der schwersten Versuchung. Er widersteht ihr in einem leidenschaftlichen Kampf gegen sich selbst. Gegen morgen balgen sich die beiden in harmlosen Kinderspielen. Federer war naiv und unvorsichtig genug, sie mitzumachen. Zimmernachbarn vermuteten dahinter sexuelle Handlungen und verklagten Federer bei der Hoteldirektion.

Eduard Korrodi, der Feuilletonchef der «NZZ», nannte Federer «den katholischen Kontrapunkt» zu Gottfried Keller.

Federer, der homosexuell und pädophil veranlagte Priester, erlebte eine Stunde der schwersten Versuchung.

Wenige Tage nach diesen Vorfällen schrieb Federer an eine Frau Dr. X: *«Ich habe viele Fehler und Mängel, aber in dieser Angelegenheit weiss ich mich frei von dem angeschuldigten Makel (...) und soviel das Gerücht an Unwahrheiten dazu gestreut hat, in diesem Punkte bin ich unschuldig (...) Wie ein Kind hatte ich mich bei diesem Jungen, der mir familiär wie ein jüngster Bruder ist, benommen, unendlich unklug, aber auch unendlich harmlos.»*

Aufgrund zweifelhafter Zeugenaussagen wurde Federer am 2. August auf der Talstation Stanserhorn festgenommen. Bis zum 24. August bleibt er in Untersuchungshaft im Rathaus Sarnen. Es kommt zu erniedrigenden Verhören und peinvollen Prozessverhandlungen, an deren Ende Federer *«wegen unsittlicher Handlungen»* zu einem Monat Gefängnis und zu 500 Franken Busse verurteilt wird. Die Gefängnistage gelten durch die Untersuchungshaft als getilgt. Am 15. Januar 1903 entlastet das Nidwaldner Obergericht Federer. Es blieb nur noch der Tatbestand des *«Öffentlichen Ärgernisses»;* die Busse wurde auf 300 Franken reduziert.

Aber das Unheil war passiert. Federer litt unsäglich unter dieser Affäre. Er kam sich geächtet und verachtet vor, zumal sich die «Neue Zürcher Zeitung» genüsslich auf den Fall stürzte und schon am 4. August vom *«neuesten Fall cölibatärer Verirrungen»* berichtete. Es gebe Indizien, *«dass Knaben aus katholischen und protestantischen Familien diesem Wolfe im Schafspelz zum Opfer gefallen sind».* Eine klassische Vorverurteilung, mit der eine Pressehetze gegen Federer losgetreten wurde, die nicht wieder gutzumachen war. Auch die ganze katholische Presse liess Federer fallen.

Geburt eines Schriftstellers

Für Federer folgten acht schwerste Lebensjahre. Er gab das Priesteramt und die Redaktorentätigkeit auf und war auf das Wohlwollen grossmütiger Familien und Freunde angewiesen. Der Text «Wo schlafen?» ist ein erschütterndes Zeugnis aus je-

ner Zeit der verlorenen Ehre, Verfemung und Vereinsamung. In diesen Jahren der Verzweiflung brach der Schriftsteller in Federer durch. Wir erleben den klassischen Prozess einer Triebsublimierung, bei der sich sexuelle Impulse in geistige Tätigkeiten und kulturell orientierte Verhaltensweisen umwandeln. Die Sexualität erfährt in künstlerischen, sozialen und geistigen Aktivitäten eine Erhöhung, Verfeinerung und Veredlung. Wie ein Besessener stürzt sich Federer in die Schriftstellerei.

In kürzester Zeit wirft er einen Napoleon-Roman aufs Papier, der aber nie erschienen ist. Unter dem Titel «Wessen Sohn?» setzt er zu einem kolportagehaften Schlüsselroman an, in dessen Mittelpunkt ein hochbegabter Junge namens Emil von Brun stand; die Endfassung bricht aber mitten im Satz mit dem Namen Emil ab ...

Federer unternimmt Reisen, hauptsächlich nach Italien, das ihm zu einer geliebten zweiten Heimat wurde und wo sich viele seiner späteren Erzählungen abspielen. Er begann novellenartige Geschichten zu schreiben, darunter «Vater und Sohn im Examen» (1903/04), «Der gestohlene König von Belgien», «Unser Nachtwächter Prometheus». Sie werden später in die Sammlung «Lachweiler Geschichten» eingehen.

Aber vorderhand bleibt das Geschriebene in der Schublade. Nur Weniges wird unter Pseudonym veröffentlicht. Er verdiente nur wenig, oft nicht genug für die Wohnungsmiete. Federer litt auch unter Asthma und kämpfte zeitweise um sein Leben. Aber er schrieb und schrieb...

Federer neu lesen

Dann, 1909, machten ihn Bekannte auf einen Novellenwettbewerb der Berliner Zeitschrift «Daheim» aufmerksam. Federer reichte seine frühe Erzählung «Vater und Sohn im Examen» ein und gewann den ersten Preis, fünftausend Reichsmark. In der Jury sass der schon damals vielgelesene *Hermann Hesse.* Die Auszeichnung verhalf Federer schlagartig zu Berühmtheit. Der bedeutende Verlag Grote in Berlin bot ihm einen Vertrag an, und Federer holte seinen Roman «Berge und Menschen» hervor, der ein grosser Erfolg wurde. Zwei Jahre später folgten die «Lachweiler Geschichten». Der Durchbruch war gelungen. Es erschienen die Romane «Pilatus» (1912), «Das Mätteliseppi» (1916), die Erzählung «Sisto e Sesto» (1917), «Umbrische Reisegeschichten» (1917), «Der Fürchtemacher» (1919), «Papst und Kaiser im Dorf» (1924) und viele andere. Nach Federers Tod (1928) folgte eine Ausgabe seiner Werke in 12 Bänden. Er war ein bedeutender Erzähler des deutschsprachigen Realismus und ein Erfolgsautor jener Zeit. Die Gesamtauflage seiner Werke ging bald in die Hunderttausende. 1919 ehrte ihn die Philosophische Fakultät der Universität Bern mit dem Titel eines Ehrendoktors, 1924 wurde er mit dem Gottfried Keller-Preis und 1926 mit einer Ehrengabe der Schillerstiftung ausgezeichnet. Am 29. April 1928 starb Heinrich Federer. Er wurde unter Anteilnahme einer grossen Trauergemeinde auf dem Friedhof Rehalp in Zürich beigesetzt.

Wir erleben den klassischen Prozess einer Triebsublimierung, bei der sich sexuelle Impulse in geistige Tätigkeiten und kulturell orientierte Verhaltensweisen umwandeln.

Federer gilt als gemütvoller, liebenswürdiger und humorvoller Erzähler, der lebenswahre Menschen und anrührende Schicksale schildert, ein heimatseliger, naturverbundener und naiv gläubiger Fabulierer. Der Schein trügt. Die seelische Verwundung durch *«jenes einschneidende Erlebnis»* hat Federer nie überwunden. Sein auf manchen Seiten heiter und sonnig erscheinendes Werk ist einem tiefen Schmerz abgerungen. Das wird uns durch Meiers Psychogramm bewusst und nachvollziehbar. Man wird nach seiner Untersuchung das Werk Federers neu lesen müssen. Nachdem Meier den lebenslangen Kampf des Dichters mit dem Dämon aufgedeckt hat, erkennen wir, wie sehr sich jene tragische Erfahrung oft in Federers Erzählungen und Romane hineingedrängt hat. Vieles in diesem Werk werden wir erst heute richtig verstehen. So fällt auf, welch breiten Raum die Kinder in Federers Werk einnehmen. Seine Neigung zu ihnen sehen wir heute klarer unter dem Aspekt eines pädagogischen Eros, dem der Dichter zuneigte (Federer kannte seinen *Platon).*

Meiers Buch stellt die Federer-Interpretation auf eine neue Grundlage. Umso bedauerlicher, dass Federers Werke heute kaum mehr greifbar sind, und umso wünschenswerter wäre es, wenn ein repräsentativer Band ausgewählter Werke ein Wiederlesen Federers ermöglichte. Es gälte, einen bedeutenden Schweizer Dichter neu zu entdecken. ✦

Rainer Moritz,
geboren 1958, studierte Germanistik, Philosophie und Romanistik. Promotion. Seit 1998 Leiter des Hoffmann und Campe Verlags, Hamburg. Essayist und Kritiker, u.a. für die «Neue Zürcher Zeitung» und «Der Tagesspiegel». Zahlreiche Buchpublikationen u.a. Maulhelden und Königskinder. Zur Debatte über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur (herausgegeben mit Andrea Köhler, Leipzig 1998); Das Buch zum Buch. Ein ABC der Leselust, München 2002.

Widerstand gegen den Trend

Friedrich Christian Delius wird sechzig

Wer in den Geschichten der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur nachschlägt, stösst mit Sicherheit auf seinen Namen. Der im Hessischen aufgewachsene und jetzt in Berlin lebende Friedrich Christian Delius ist fest gebucht, wenn Germanisten für die dokumentarisch-politisch geprägte Zeit der Sechziger- und Siebzigerjahre nach einer Bezugsgrösse suchen.

Delius – das ist dann, wie etwa in *Wilfried Barners* umfänglicher «Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart», ein Autor unter anderen, einer, dessen Bücher in der Regel keiner Einzelanalyse unterzogen werden. Delius ist offenkundig in den Augen vieler ein ewig junger Schriftsteller geblieben, dessen Renommée sich zuerst aus Jugendwerken über «Unsere Siemens-Welt» oder den Kaufhauschef *Helmut Horten* speist. Die Prozesse darüber liessen Delius in die Justizgeschichte der Literatur einziehen und prägten das Etikett des unentwegt politisch agierenden Autors, der nicht altern darf. Zu Delius' sechzigstem Geburtstag legt der Rowohlt Verlag eine Art Rückschau vor, eine Blütenlese aus Essays der Jahre 1967 bis 2002.[1] Was meist für den Tagesgebrauch geschrieben war, liegt nun als gekürzte Sammlung von Exzerpten vor, die in alphabetischer Ordnung von «Achtundsechzig» bis «Zweifel» Einblick in Delius' Denken geben.

Natürlich haftet dieser – auch zu Wiederholungen neigenden – Zusammenstellung Willkürliches an, und nicht bei allen Texten bestand unbedingt die Notwendigkeit, sie nach vielen Jahren zu reanimieren. Doch wer anfängt, sich in diesem Büchlein festzulesen, stösst allenthalben auf kluge Bemerkungen und vorausschauende Einschätzungen, die Delius einerseits als streitbaren und, wenn man will, «linken» Zeitbeobachter kennzeichnen und ihn andererseits als behutsam reflektierenden Kommentator der politischen Entwicklungen ausweisen. Es ist gewissermassen das Dilemma des Essayisten Delius, dass er nicht zum lautstark polemisierenden Meinungsführer taugt, der wie manche seiner Kollegen Öl ins Feuer der Tagesauseinandersetzungen gibt. Delius argumentiert bedächtig, fast spröde und nur gelegentlich mit galligem Spott in der Stimme. *«Theorie war meine Sache nie»,* bekennt er lapidar, und auch seine akademischen Anfänge richteten sich nicht vorrangig auf literaturtheoretische Querelen. Seine 1971 in Buchform erschienene Dissertation «Der Held und sein Wetter» trägt den nicht nur zeittypischen Untertitel «Ein Kunstmittel und sein ideologischer Gebrauch im Roman des bürgerlichen Realismus» und zielt – wie etliche seiner erzählerischen und lyrischen Arbeiten – darauf, untergründige Machtsysteme in Gesellschaft und Kunst aufzuzeigen.

Dass Delius gelernter Literaturwissenschaftler ist, zeigt sich auch in seiner Geburtstagssammlung. Die eindringlichsten Texte gelten Kollegen wie *Wolfgang Koeppen, Heiner Müller* oder *Nicolas Born.* Wenn er Letzteren als Autor *«zwischen der priesterlichen und der bieder politischen Prosa»* ansiedelt, so meint man, eine dezente Selbstbeschreibung herauszuhören. Mit Weihetönen, wie sie die fast gleichaltrigen *Peter Handke* oder *Botho Strauss* anschlugen, weiss Delius wenig anzufangen; gleichzeitig wollte er nie als einseitiger Agitprop-Repräsentant verstanden werden – auch nicht in seiner Trilogie «Deutscher Herbst» (1981–1992), die sich aus den Zeitromanen «Ein Held der inneren Sicherheit», «Mogadischu Fensterplatz» und «Himmelfahrt eines Staatsfeindes» zusammensetzt und die zu den nicht sehr zahlreichen epischen Auseinandersetzungen mit den grossen Themen der bundesrepublikanischen Geschichte gehören.

Delius' Einmischungen in den öffentlichen Diskurs sind von Leitmotiven bestimmt, von wiederkehrenden Feind- und

1 Friedrich Christian Delius, Warum ich immer schon Recht hatte – und andere Irrtümer. Ein Leitfaden für deutsches Denken. Rowohlt-Berlin Verlag, Berlin 2002.

Freundbildern, die in unterschiedlicher Differenziertheit gezeichnet werden. Da ist einmal das Sich-Reiben am publizistischen Dominierungswillen der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», der Delius 1988 eigens ein amüsantes Buch – «Konservativ in 30 Tagen» – gewidmet hat. Und da ist das Unverständnis gegenüber einer Gesellschaft, die sich ihres moralischen Fundaments zu entledigen scheint. Delius – *«aus der letzten Generation, die noch ohne Fernsehbilder erzogen worden ist»* – sieht in den Achtzigerjahren einen Niedergang einsetzen, den er, ausgesprochen plakativ, als *«Triumph der Shareholder und Verlustmacher über die Werte- und Verantwortungsträger»* geisselt. Delius, der bekennende Nicht-Zyniker, argumentiert hier holzschnittartig, und man wird daran zweifeln dürfen, ob es um die Rolle der «Werteträger» in den Fünfziger- und Sechzigerjahren grundsätzlich anders bestellt war.

Der Schriftsteller und die Gesellschaft

Schriftsteller sind – wenn sie nicht *Günter Grass* oder *Martin Walser* heissen – keine Leitfiguren der öffentlichen Auseinandersetzung mehr, was einen wie Friedrich Christian Delius, der um 1970 selbst zur viel beachteten rebellierenden Intellektuellengeneration zählte, schmerzen muss. Umso eindringlicher klingen deshalb seine Klagen darüber, dass ein verbindliches Ziel der schriftstellerischen Bemühungen nicht mehr zu existieren scheint: *«Gibt es in der schreibenden Zunft noch das eine gemeinsame Interesse: die Vielfalt der Argumente, Differenzen, Geschichten, Debatten fördern zu helfen, also den Humus unserer Arbeit zu pflegen? Die Bereitschaft, gerade auch von den Meinungen sich anregen zu lassen, die man nicht hat? In den oberen Etagen Beissen und Treten, in den unteren kindisches Jammern. Merkt noch jemand, was uns verloren geht?»*

Delius selbst nahm in ganz jungen Jahren an den letzten Tagungen der Gruppe 47 teil und mag vielleicht auch deswegen den Zeiten eines differenzierten literarisch-gesellschaftlichen Gesprächs nachtrauern. Die aktuelle Situation stellt sich für ihn als ein Gegen- oder Nebeneinander vereinzelter Schreibender dar, die durch kein einigendes Band mehr zusammengehalten sind. Der romantisch angehauchte Gedanke einer diskussionsseligen Gemeinschaft von politisch bewussten «Geistesmenschen», die sich bei allem Meinungsstreit immer als zusammengehörig fühlen, ist eine der kleinen Utopien, denen Delius anhängt.

Es ist das Dilemma des Essayisten Delius, dass er nicht zum lautstark polemisierenden Meinungsführer taugt.

Dahinter verbirgt sich, wie gesagt, nicht der Wunsch nach Gedankennormierung, sondern nach vielfältiger Debatte, die mehr als blosse Zustimmung oder Ablehnung hervorruft. Als Dozent an der Universität Paderborn hat Delius dieses Dilemma so formuliert: *«Unsere Gesellschaft, unser Verhalten scheint immer mehr auf den simplen Dualismus der binären Logik zu schrumpfen: Ja-Nein, Gut-Böse, In-Out, On-Off usw. So fallen Entscheidungen, Wertungen, so wird heute Schicksal gemacht. Ich behaupte, dass es dagegen Opposition gibt, die nach mehr oder weniger bewussten Ausgleichs- oder Widerstandsformen sucht gegen den Trend zur computergestützten Ja-Nein-Mensch-Maschine, die von der beschleunigten Elektronik des Geldes angetrieben wird. (...) Literatur, und daran zweifle ich nicht, gehört im weitesten Sinn zu dieser Opposition und kann ein Widerstandspotenzial gegen den Trend sein».*[2]

Friedrich Christian Delius ist ein Schriftsteller, der mit autobiografischen Zeugnissen geizt. Er äussert Meinungen, polemisiert und ironisiert, doch aus dem eigenen Leben mag er nur selten erzählen. Das sollte man einem Autor in Zeiten allgemeiner Bekenntniswut nicht ankreiden. Manchmal nur scheint es so, als würden seine Texte von ihrer Nüchternheit verlieren, wenn sie nur ein wenig mehr aus dem seelischen Interieur ihres Verfassers berichteten. Einmal vor allem, 1994, hat sich Delius auf dieses Terrain begeben, als er in seiner grossartigen Erzählung «Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde» über die eigene Kindheit schrieb, über den glücklichen Tag des Fussball-WM-Endspiels 1954. Der überraschende 3:2-Sieg der deutschen Mannschaft über die Ungarn lieferte der Nation die ersehnte Gelegenheit, sich wieder selbstbewusst zu zeigen, und er war zugleich ein Befreiungsschlag für das Kind Friedrich Christian, das den religiösen Zwängen des Elternhauses zu entfliehen begann. Delius' Fussball-Geschichte wurde so zu seinem persönlichsten und vielleicht zu seinem gelungensten Buch. Vielleicht, so darf man dem jetzt 60-Jährigen wünschen, greifen seine kommenden Werke wieder auf diesen Fundus zurück. ✦

2 Friedrich Christian Delius, Die Zukunft der Wörter, Paderborner Universitätsreden, herausgegeben von Peter Freese, Paderborn 1995, S. 22.

Klaus Hübner,
geboren 1953 in Landshut, Dr. phil., lebt als Publizist und Redakteur der Zeitschrift «Fachdienst Germanistik» in München.

Grosser Künstler – schlechter Kerl

Hiltrud Häntzschel weiss alles über Brechts Frauen

Das Thema ist nicht neu. *Paula Banholzer, Marianne Zoff, Marieluise Fleisser, Helene Weigel, Elisabeth Hauptmann, Margarete Steffin* und *Ruth Berlau* – das sind die sieben Frauen um *Bertolt Brecht,* denen die Münchner Germanistin *Hiltrud Häntzschel* ihr Buch[1] widmet. Nicht besonders aufregend? Doch! Die Lektüre dieser mit einem instruktiven Anhang versehenen und auch äusserlich angenehm aufgemachten Studie ist durchaus aufregend, nicht zuletzt deshalb, weil Häntzschel gegen einen bis kurz vor Schluss des Buches ungenannt bleibenden Gegner anschreibt. Er heisst *John Fuegi.* Vor ein paar Jahren machte dieser Germanist zuerst in den USA und dann in den deutschsprachigen Ländern Furore. Sein «Brecht & Co.» wäre wohl kaum über die üblichen Germanistenkreise hinaus beachtet worden, wenn Fuegi dort nicht den grossen B.B. als üblen Verächter und halbkriminellen Ausbeuter so ziemlich aller Frauen aus seinem Umkreis blossgestellt hätte. In seinem *«als wissenschaftlich aufgemachten 1086 Seiten starken Kolossaltribunal»* habe Fuegi das Frauen-um-Brecht-Thema *«auf das Niveau der Regenbogenpresse heruntergeschrieben»,* stellt Häntzschel fest. Dort aber gehört es nicht hin. Denn die Frauen haben erheblichen Anteil an der grossen Weltliteratur des kleinen Brecht. Und diese Frauen waren keineswegs nur Ausgebeutete, nach Liebe lechzend und abhängig vom Wohlwollen des Meisters. Häntzschels Buch, das ganz unterschiedlichen Persönlichkeiten gerecht zu werden sucht, führt uns die Eigenständigkeit der Brecht-Frauen mit Bravour und stupender Sachkenntnis vor Augen, ohne ihre bisweilen ungeheuerlichen, niemand anderem als Brecht anzulastenden physischen und psychischen Leiden zu verschweigen oder zu verkleinern.

«In meine leeren Schaukelstühle vormittags / Setze ich mir mitunter ein paar Frauen / Und ich betrachte sie sorglos und sage ihnen: / In mir habt ihr einen, auf den könnt ihr nicht bauen.» So lauten die bekannten Verse «Vom armen B.B», und sie scheinen bei allem, worüber sie schweigen, etwas Zutreffendes mitzuteilen. Unter anderem, dass dieser Brecht offenbar oft *«sorglos»* war, grenzenlos naiv und selbstherrlich in seiner Hoffnung, all die Frauen würden ihn und einander schon irgendwie verstehen. Das Muster, das sich seit seiner Augsburger Jugendliebe zu Paula Banholzer professionalisiert und verfeinert, nicht aber geändert hat, umreisst Häntzschel so: *«Immer im richtigen Augenblick trifft er den passenden, ihm nützlichen Menschen, kann ihn an sich ziehen und meist auch halten, versteht es, ihn in seine Arbeit einzubinden und neue, bislang ungenutzte Fähigkeiten in ihm zu wecken, und – weil es meistens Frauen sind – Begehren zu entfachen, Lust zu schenken, für eine Zeit lang, bis die nächste Frau auftaucht. Dann bleibt ihm eine kundige und engagierte Mitarbeiterin, auf deren Zuarbeit er angewiesen ist, sie macht sich damit auch finanziell von ihm abhängig und ist darauf angewiesen, dass gelegentlich ein bisschen Liebe für sie abfällt.»* Das gilt noch nicht für Paula Banholzer und nur bedingt für Marianne Zoff, sicher aber für Elisabeth Hauptmann, der Häntzschel zu Recht grössten Respekt entgegenbringt, für Margarete Steffin und für Ruth Berlau. Es gilt auch für Helene Weigel, während Marieluise Fleisser, auf die Hiltrud Häntzschel nicht sonderlich gut zu sprechen ist, als Sonderfall gelten muss. *«Wenn eine Frau, die Brecht begehrte, von ihm nicht ausgebeutet und nicht hintergangen wurde, dann war es Marieluise Fleisser»,* so das Fazit des Fleisser-Porträts in einem Buch, dessen feministisches Engagement angenehm unangestrengt aus enormer Belesenheit und philologischer Seriosität erwächst. Die Literatur selbst und bisweilen auch die Philologie werden geschickt in die schlüssig argumentierenden und flüssig zu lesenden Porträts einbezogen. Und das hebt das nicht neue, aber erneut spannende Thema auf das ihm angemessene Niveau. ✦

1 Hiltrud Häntzschel, Brechts Frauen, Rowohlt, Reinbek 2002.